

AND LET NO ONE BE FORGOTTEN!

Website: www.alnofb.de

and let no one be forgotten! ist ein immersiver Audiowalk der in Berlin lebenden Künstler*innen Hannah Alongi, Jeremy Knowles und Katya Romanova, der sich mit den sogenannten „Russenhäusern“ in Berlin-Karlshorst beschäftigt.

Szene 1

Ort: Bäckerei an der S-Bahn Karlshorst

CARO:

Ich frage mich, ob sich viel verändert hat, oder ob du dich genauso fühlst, wenn du wieder hier bist.

MARIANNE:

Ja, ich bin neugierig, es nach all der Zeit wieder zu sehen.

CARO:

Ich möchte, dass du mir beschreibst, wie deine Kindheit hier war. Wie war das so?

MARIANNE:

Oh, ich weiß es nicht. Wo soll ich überhaupt anfangen? Nun ja... Bäckereien wie diese gab es damals noch nicht wirklich. Nicht hier. Und Kaffee trinken zu gehen, war auch noch nicht so eine Sache.

CARO:

Karlshorst war wohl nicht gerade auf dem neuesten Stand der Dinge, oder?

MARIANNE:

Das kann man wohl sagen.

CARO:

Also... die Leute haben einfach ihr eigenes Brot gebacken?

MARIANNE:

Ah nein, wir hatten zwar Bäckereien, aber das waren eben nur Bäckereien. Man konnte nicht einfach in ihnen sitzen, so wie wir jetzt. Ich erinnere mich, dass wir als Kinder zum Bäcker gegangen sind, und weil die Kuchen auf großen Blechen gebacken wurden, haben sie die Ränder abgeschnitten. Für 20 Pfennig oder so konnte man eine kleine Tüte mit Kuchenrändern bekommen.

CARO:

Ich wünschte, sie würden das heute noch machen. Ich würde ein paar billige Kuchenreste nehmen.

MARIANNE:

Die Kuchenarten in den Tüten waren zufällig, aber ich habe immer alle Stücke von meinem Lieblingskuchen aufgehoben.

CARO:

Bienenstich?

MARIANNE:

Ja, Bienenstich! Ich habe sie bis zum Schluss aufgehoben.

CARO:

Hat es dir gefallen, hier aufzuwachsen?

MARIANNE:

Ich habe es geliebt.

CARO:

Was hat dir denn gefallen?

MARIANNE:

Damals war es wie ein kleines Dorf. Die Welt fühlte sich kleiner an. Wir passten aufeinander auf. Und es war langsamer. Nicht dieses „los los los“ von heute. Die Leute blieben auf der Straße stehen, um zu reden... Es war eine Gemeinschaft. Wir hatten Gemeinschaft.

Ich erinnere mich, dass es immer noch Männer gab, die mit Eisblöcken vorbeikamen. Sie trugen die Blöcke auf einem Gestell auf der Schulter, hackten sie mit Eispickeln an und brachten sie in die Häuser für die alten Eiskästen.

CARO:

Das klingt wie aus einem Film.

MARIANNE:

Ja (*sie kichert*). Und jeden Mittwoch um 6 Uhr läutete einer von ihnen eine Glocke und rief: „Brennholz für Kartoffelschalen, Brennholz für Kartoffelschalen!“ Und wir rannten alle nach oben, schnappten uns die Schüssel - es gab eine spezielle braune Schüssel mit einem Loch darin, in der wir die ganze Woche über die Kartoffelschalen aufbewahrten - und brachten sie zu ihm herunter. Er wog die Kartoffelschalen ab und gab uns im Gegenzug genauso viel feines Anzündholz. Das war wichtig für das Anzünden des Badeofens. Daran erinnere ich mich noch genau!

Und in der Gundelfingerstraße gab es - auch wenn es heute keiner mehr glaubt, aber ich schwöre es - andere erinnern sich auch. Im vorderen Teil der Gundelfingerstraße gab es eine Kuh, die in einem Hof gehalten wurde - sie wurde jeden Tag gemolken. Und im Hof nebenan gab es noch einen Schmied, nicht für Gold, sondern zum Beschlagen von Pferden. Wir schauten aus respektvollem Abstand zu, völlig fasziniert.

Irgendwie schien es einfach und leicht zu sein.

CARO:

Einfach?

MARIANNE:

Das erinnert mich an Benjamin, der in „Erfahrung und Armut“ über eine Generation schrieb, die von der Fahrt mit dem Pferdewagen oder Schlitten zur Schule plötzlich mit der modernsten Technologie konfrontiert wurde. Und so war es auch bei mir!

In den 50er Jahren spielten wir auf der Straße, weil es kaum Autos gab. Wir spielten Spiele wie „Meister, Meister, gib uns Arbeit“ über die Straße, wobei ein Kind uns von der anderen Straßenseite aus rief. Niemand hat uns gesagt, dass wir von der Straße runter müssen, weil es völlig sicher war.

CARO:

Das hat sich jetzt bestimmt geändert.

MARIANNE:

Ich erinnere mich auch daran, dass das Sammeln von Glasflaschen eine beliebte Aktivität war. Manchmal war es sogar vorgeschrieben. Recycling, oder „Zero Waste“, wie wir es heute nennen würden, war in der DDR von Anfang an ein großes Thema. Für jede Flasche oder jedes Glas bekamen wir ein paar Pfennige. Manchmal mussten wir es für die Pioniere tun. Ansonsten sind wir einfach mit einem kleinen Handwagen von Tür zu Tür gegangen und haben gefragt: „Flaschen, Gläser oder Altpapier?“ Und die Leute sagten: „Ja, schaut mal unten nach!“ Und so haben wir alles gesammelt, und das war unser Taschengeld.

CARO:

Wo konntet ihr sie hinbringen?

MARIANNE:

Oh, zu einer Sammelstelle. Es gab eine direkt neben der Schule. Ich weiß nicht, wann sie die abgeschafft haben, wahrscheinlich, als die gelben Säcke eingeführt wurden. Wir konnteten das bis zum Alter von 14 Jahren machen, würde ich sagen. Man brauchte keine Erlaubnis.

CARO:

Erlaubnis? Hmm... und was ist mit der russischen Präsenz? Es muss... ich meine... haben Sie sie bemerkt? Waren sie in der Nähe?

MARIANNE:

Ja, natürlich. Es gab ein ziemlich großes Gebiet, das abgezaunt war. Das Sperrgebiet.

CARO:

Dort lebten die Russen?

MARIANNE:

Dort wohnten hauptsächlich die höheren sowjetischen Beamten und ihre Familien, ja. Es gab auch die Kasernen.

CARO:

Wo war die „Zone“?

MARIANNE:

Sie veränderte sich ständig. Alle paar Jahre schrumpfte sie. Aber als ich ein Kind war, erinnere ich mich, dass der Zaun entlang der Treskowallee verlief.

CARO:

War es nicht seltsam, diese Bereiche zu haben, in die man nicht gehen konnte?

MARIANNE:

Nicht wirklich.

CARO:

Es scheint einfach so falsch zu sein, dass Menschen nicht in der Lage sind, an einen Ort zu gelangen, an dem sie vorher vielleicht sogar einmal gelebt haben.

MARIANNE:

So war es damals. Aber ich kannte es nicht anders. Es erscheint nur jetzt seltsam. Das war meine Welt. Es gab Orte, an die man nicht kam.

CARO:

Hmm... wie hast du dich gegenüber den Russen gefühlt?

MARIANNE:

Nun, meine Eltern, deine Urgroßeltern, waren eher links orientiert. Ich habe es also nicht wirklich als negativ empfunden. Es mag sehr wohl eine Menge Ressentiments und Feindseligkeit gegeben haben. Aber ich weiß mit Sicherheit, dass die Soldaten den Menschen leid taten. Es sickerte bis zu uns durch, wie schlecht die einfachen Soldaten behandelt wurden. Einige versuchten sogar ab und zu zu fliehen. Aber wenn sie erwischt wurden - das war wirklich lebensgefährlich, oder sie landeten in einem Militärgefängnis. Offenbar waren sie in den Kasernen schlecht versorgt und hatten nicht genug Kleidung. Die Leute hatten wirklich Mitleid mit ihnen. Es waren junge Männer, die nur einen Tag im Monat frei bekamen. Und selbst an diesem Tag durften sie nicht spazieren gehen, sondern mussten an Gruppenausflügen teilnehmen, wie zum Beispiel in den Zoo. Ich meine, ich bin sicher, das war genau das, was junge Männer am meisten interessierte (*lacht ironisch*).

Die einfachen Soldaten durften also nicht frei in Karlshorst herumlaufen. Aber die Familien schon.

CARO:

Es ist seltsam, dass du so mitfühlend über sie sprichst.

MARIANNE:

Es waren einfach Menschen.

CARO:

Natürlich, aber das ist eine ziemlich vereinfachte Sichtweise, Oma. Schließlich gab es hier eine große KGB-Basis, so dass Karlshorst besonders intensiv überwacht wurde.

MARIANNE:

Ja das stimmt, aber daran kann ich mich nicht erinnern.

CARO:

Gab es denn Spannungen zwischen den Deutschen und den Russen? Ich dachte, dass die Russen bei Dingen, die nur in begrenztem Umfang vorhanden waren, bevorzugt wurden. Sicherlich muss es da Spannungen gegeben haben. Eine Frustration darüber, dass sie Dinge vor den Deutschen bekamen. In Deutschland...

MARIANNE:

Das ist nicht unbedingt wahr. Sie bekamen nicht immer alles zuerst. Es war eine komplizierte Zeit und die Versorgung änderte sich für alle drastisch. Ich erinnere mich noch daran, dass sie Zeitungen an die Fenster klebten, anstatt Gardinen. Kannst du dir das vorstellen? Ich weiß nicht, ob es unser *Neues Deutschland* oder die *Prawda* war, aber sie klebten sie an die Fensterscheiben. Man konnte nicht hineinsehen. Und man konnte auch nicht hinaussehen! Es muss also offensichtlich sehr kompliziert für sie gewesen sein, Gardinen zu bekommen.

CARO:

In dem Artikel, über den ich neulich sprach, wurden diese russischen Häuser erwähnt, die seit dem Abzug leer stehen. Kennst du die?

MARIANNE:

Ja. Sie lagen im militärischen Sperrgebiet.

CARO:

Sie stehen wirklich schon eine sehr lange Zeit leer. Ich kann nicht glauben, dass noch niemand dort eingezogen ist.

MARIANNE:

Na ja, sie gehören immer noch Russland.

CARO:

Vielleicht haben sie noch Zeitungen an den Fenstern... sollen wir sie uns ansehen?

MARIANNE:

Ich zeige dir auf dem Weg, wo das Sperrgebiet war...

Szene 2: Einführung

Ort: Der Weg zum Odesaplatz

Jeremy Knowles:

„Das große Spiel ist fast vorbei.“

So endete ein Artikel über den russischen Rückzug aus Karlshorst im *Guardian* am 11. Februar 1994.

Damals sagte General Matvei Burlakov, der Leiter der russischen Streitkräfte in Berlin, der Presse, dass keine russische „Kugel, Granate oder Mine auf deutschem Boden zurückbleiben“ würde.

Über 30 Jahre später ist die russische Munition vielleicht weg, aber andere Relikte sind noch da.

Willkommen bei „And Let No One Be Forgotten“ – ein Audiowalk durch Karlshorst, der die besondere Geschichte einiger Häuser erzählt, die seit 1994 leer stehen und fast unberührt sind.

Diese Geschichte handelt nicht nur von den Häusern, sondern auch von den Menschen, die mit ihnen in Kontakt kamen, direkt oder indirekt. Es ist eine Geschichte darüber, was (und wer) zurückbleibt, wenn Imperien fallen.

Mein Name ist Jeremy Knowles und bin einer der drei Künstler*innen, die diesen Audiowalk erstellt haben. Wir kommen aus drei der vier Alliierten-Nationen, die 1945 die deutsche Kapitulationsurkunde unterzeichneten und damit den Zweiten Weltkrieg beendeten. Auch wenn wir keine Deutschen und nicht in Karlshorst aufgewachsen sind, ist auch unsere Geschichte mit diesem Ort verbunden. Unser Leben wurde von den Ereignissen beeinflusst, die hier stattfanden.

Die Inspiration für dieses Projekt kam mir, als ich 2023 einen Spaziergang durch Karlshorst machte. Ich kam zum ersten Mal an den Häusern in der Andernacherstraße und Königswinterstraße vorbei und stand fassungslos vor ihrer Leere - Ihrer Ruhe - Ihrer Stille.

Ich fragte mich, wie sich die Menschen, die jetzt in der Nähe der Häuser wohnen, wohl fühlen und was sie von dieser Geschichte halten.

Ich fragte mich, wie es sich wohl anfühlt, so nah an diesen zerfallenen und scheinbar vergessenen Denkmälern der sowjetischen Besetzung Ostberlins zu leben. Fühlt sich diese rasante Zeit der deutschen Geschichte drei Jahrzehnte später in Karlshorst noch präsent an?

Es ist „alles eine Frage des Erinnerns und Vergessens“, schrieb der Autor des Guardian-Artikels.

...Erinnerung.
...und das Vergessen.

Es scheint, dass die Ostdeutschen sich damals schon bewusst waren, wie schwer es war, ein Kapitel der Geschichte zu beenden

und gleichzeitig die Gegenwart zu dokumentieren – eine Gegenwart, die Francis Fukuyama als “das Ende der Geschichte” bezeichnete.

Wir machen einen gemeinsamen Spaziergang.

Dreh dich mit dem Rücken zum Bahnhof. Du solltest nun gegenüber der Havanna Bar stehen. Folge der Treskowallee nach Norden bis zum Odesa-Platz. Es sind nur etwa zwei Minuten zu Fuß, aber lass dir Zeit. Wir haben es nicht eilig.

Als ich über Karlshorsts sowjetische Vergangenheit, über Erinnerung, Teilung und Identität nachdachte, erinnerte ich mich an den Science-Fiction-Roman „Picknick am Wegesrand“ von den Brüdern Strugatsky aus dem Jahr 1972.

Darin gibt es verbotene Zonen, die möglicherweise von Aliens besucht wurden. Die Menschen müssen sich mit dem Gedanken abfinden, dass die Aliens nichts Interessantes auf der Erde gefunden haben und wieder gingen.

Nur die besten Wissenschaftler dürfen diese Zonen betreten. Es gibt aber auch die „Stalker“ – Personen, die die Zonen ohne Erlaubnis betreten. Doch die Zonen verändern sie. Ihr Verständnis der Welt und ihr Menschsein sind danach nicht mehr wie vorher.

Für mich... ist „*Picknick am Wegesrand*“ eine Geschichte über Inklusion. Sie stellt die Frage: Was bedeutet es, in einer Welt zu leben, die durch Grenzen definiert ist, die wir nicht überschreiten sollen?

Am Anfang des Buches erklärt ein Wissenschaftler seine Theorie über die Aliens mit der Metapher eines Picknicks...

Roadside Picnic:

Nunnan zuckte zusammen. „Was sagten Sie da?“

„Ein Picknick. Stellen Sie sich einen Wald vor, einen kleinen Pfad, eine Wiese. Vom Pfad biegt ein Auto zur Wiese ab, ein paar Burschen und junge Mädchen steigen aus, beladen mit Flaschen, Proviant, Kofferradios, Fotoapparaten... Sie zünden ein Lagerfeuer an, bauen Zelte auf, spielen Musik. Am nächsten Morgen dann fahren sie wieder ab. Die Tiere, Vögel und Insekten, die voller Furcht das nächtliche Treiben beobachteten, wagen sich aus ihren Verstecken hervor. Was aber entdecken sie? Auf der Wiese stehen Lachen von Kühlwasser und Benzin, kaputte Zündkerzen, und ausgewechselte ÖlfILTER liegen herum. Alles mögliche Zeug ist verstreut — durchgebrannte Glühbirnen, ein Zündschlüssel, den jemand verloren hat. Die Autoreifen haben Schlammreste hinterlassen, die von irgendeinem Sumpfgebiet stammen. Nun ja, und dann natürlich die Überreste des Lagerfeuers, abgeknabberte Apfelgriebe, Bonbonpapier, Konservendosen, leere Flaschen, ein Taschentuch vielleicht und ein Federmesser, Fetzen von Zeitungspapier, Geldmünzen, verwelkte Blumen, die auf anderen Wiesen gepflückt wurden...“

„Ich hab' verstanden“, sagte Nunnan, „ein Picknick am Wegesrand gewissermaßen.“
„So ist es. Ein Picknick am Rande eines kosmischen Weges. Sie aber fragen mich, ob diese Fremden zurückkommen oder nicht.“

Szene 3: Das Sperrgebiet
Ort: Odesaplatz

CARO:

Woran denkst du gerade?

MARIANNE:

Die Gebäude haben sich gar nicht so sehr verändert. Ich fühle mich ein bisschen wie in einem Traum. Es sieht gleich aus, aber irgendwie auch ganz anders.

CARO:

Erzähl mir mehr über diese Gegend. Wie sieht es zum Beispiel mit den Geschäften aus? Wie hast du eingekauft? Gab es spezielle Geschäfte oder etwas mit Lebensmittelkarten?

MARIANNE:

Nein! So alt bin ich nicht. Die Lebensmittelkarten wurden nicht mehr verwendet, aber es gab immer einen besonderen Ort, an dem man etwas abholen konnte. Damals, Anfang der 60er Jahre, waren die Dinge noch nicht so reichlich vorhanden. So war das in der DDR: Auch wenn es keine Lebensmittelkarten mehr gab, gab es immer noch einen Laden, bei dem man angemeldet war oder so etwas in der Art.

Hier gab es sogar mal einen russischen Laden - das *Magazin*. Damals war die Versorgungslage nicht so toll. Aber im das *Magazin* gab es das, was die Leute wirklich wollten: Schweizer Käse, Fisch, Butter - BUTTER! Das war wie ein Zauberwort. Natürlich konnte man nicht einfach Butter kaufen, wann immer man wollte. Man durfte nur eine bestimmte Menge Butter pro Monat kaufen. Die konnte man sich im Laden holen, und sie machten einen Vermerk im Hauptbuch. Ich erinnere mich noch, dass sie manchmal sagten: „Du kannst zwei Stücke mehr haben“, weil jemand anderes seinen Anteil nicht abgeholt hatte.

CARO:

Wie war es, im das *Magazin* einzukaufen? Konnten sie Deutsch sprechen?

MARIANNE:

Sie haben auf jeden Fall Deutsch verstanden, es war also nicht kompliziert, zu sagen, was man wollte. Es war nicht so, dass man Kleider anprobieren konnte oder so etwas; es war normalerweise klar - heute gab es Bananen oder vielleicht etwas Fleisch. Und sie mussten genug Nachschub bekommen haben, sodass die Offiziere nicht gleich alles leer kauften; Sonst hätten sie uns nichts verkauft.

Aber das wurde mit der Zeit immer besser. Dann ging es um andere Dinge, wie Haushaltsgeräte. Die musste man sich organisieren oder Ausschau halten, wenn etwas erhältlich war. Es war so: Wenn irgendwo eine Schlange war, wusste man, dass es etwas gab, und man wollte es vielleicht ausprobieren. Man stellte sich an, und vielleicht konnte man ein paar Bananen oder so kaufen. Das klingt heute ein bisschen verrückt, aber so war es damals.

(Pause) Schau, hier war der Zaun.

CARO:

Für das Sperrgebiet?

MARIANNE:

Ja. Es gab Tore im Zaun für Fußgänger. Entschuldigung - oder muss ich Fußgänger*innen sagen? Naja, die Leute, die dort wohnten, mussten jedes Mal einen Ausweis vorzeigen.

CARO:

Du bist also nie in das Sperrgebiet hineingegangen?

MARIANNE:

Oh, das habe ich nicht gesagt!

CARO:

Du hast dich reingeschlichen?

MARIANNE:

Nicht wirklich, sie haben uns Kinder immer reingelassen. Ich hatte eine Freundin, die im Sperrgebiet wohnte. In der Rheinsteinstraße.

CARO:

Ich dachte, dort durften nur Russen wohnen?

MARIANNE:

Es gab Ausnahmen. Normalerweise, ja, das war die Regel. Die Familie meiner Freundin war antifaschistisch, und deshalb durften sie dort wohnen. Die Familie hat das Haus und den Garten nach 1945 bekommen. Wir haben immer in diesem Garten gespielt. Und die Soldaten haben mich immer ohne Passierschein reingelassen. Sie kannten natürlich meine Freundin, weil sie jeden Tag zur Schule ging, und ich glaube, sie hatten nichts gegen Kinder, wir waren ja noch klein. Also spielten wir in ihrem Garten. Ich erinnere mich, dass sie diesen schönen, großen Weidenbaum hatten, an dem eine Schaukel befestigt war.

CARO:

Was ist mit deinen Eltern? Durften sie reinkommen?

MARIANNE:

Nein, niemals.

CARO:

Die Kinder hatten also den ganzen Laden für sich allein?

MARIANNE:

Nicht ganz. Aber wir hatten auf jeden Fall mehr Freiheit. Wir sind hier auch immer in den Park gegangen. Dort habe ich meinen ersten Kuss bekommen.

CARO:

Was?? Von wem?

MARIANNE:

Sacha Kazakov. Er war ein russischer Junge.

CARO:

Ohhh, ein russischer Liebhaber.

MARIANNE:

Meine erste Liebe! Wir sind immer von einem Ende des Parks zum anderen gerannt. Ich war eine gute Läuferin, weißt du. Aber er war schneller. Es gab nichts Besseres als den Adrenalinstoß, den wir beim Sprinten zwischen den Bäumen bekamen. Eines Tages, als ich ihn einholte, völlig außer Atem, packte er mich an beiden Armen und zog mich mit großer Kraft in einen Kuss.

CARO:

(Caro lacht) Das klingt schweißtreibend Oma.

MARIANNE:

Er hat mich völlig unvorbereitet erwischt. Das mochte ich so an ihm. Es war schwer, mich zu überraschen, aber er hat es immer geschafft. Vielleicht lag es daran, dass wir so unterschiedlich waren.

CARO:

Ich dachte, es hätte keine Vermischung gegeben.

MARIANNE:

Nein, das gab es nicht. Es wurde viel von deutsch-sowjetischer Freundschaft geredet, aber die gab es nicht wirklich. Nicht in der Praxis. Aber wir haben sie zur Praxis gemacht.

Ich habe ihn nur durch meine Freundin kennengelernt, die dort lebte. Wir waren im Park, und er marschierte direkt auf uns zu und sagte mir, er fände mich sehr hübsch.

CARO:

So mutig.

MARIANNE:

Ich fand es toll. Ich fand ihn so interessant. Sein ganzes Leben und seine Kultur waren für mich ein völliges Rätsel. Er erschien mir wie ein Abenteurer.

CARO:

Und, natürlich, die verbotene Liebe.

MARIANNE:

Ja, ich glaube, wir hielten uns für unbesiegbar. Wir haben sogar die Soldaten um Zigaretten gebeten. Rebellen ohne Grund!

CARO:

Das habe ich alles nicht gewusst.

MARIANNE:

Er wohnte in einem der Häuser aus dem Artikel.

CARO:

Wirklich? Warst du jemals drin?

MARIANNE:

Ja, ein paar Mal. Es war nicht leicht. Aber ich wollte sehen, woher er kam. Wir trafen uns im Park und schlichen uns durch die Hintertür hinein. Er rannte nach oben und sah nach, ob niemand zu Hause war, bevor er mich abholte.

CARO:

Stell dir vor, ihr wäret erwischt worden.

MARIANNE:

Ja, das war sehr leichtsinnig. Wir waren nicht SO jung, weißt du. Wenn wir erwischt worden wären, hätte das Konsequenzen gehabt. Vor allem für ihn, denke ich.

CARO:

(schwer ausatmen) Wie hart muss es gewesen sein, mit der ständigen Angst zu leben, die Regeln zu brechen und bestraft zu werden...

MARIANNE:

Sei nicht so dramatisch. So war es nicht. Ja, es gab eine Bedrohung, aber nicht wirklich. Jeder kannte die Regeln und konnte einschätzen, wie ernst sie genommen werden mussten.

CARO:

Das hört sich an, als wolltest du das System zu Fall bringen.

MARIANNE:

Ich war nie so politisch. Ich wollte nicht so herausstechen.

CARO:

Aber Mama hat mir erzählt, dass du einmal Ärger bekommen hast, weil du einen Club gegründet hast.

MARIANNE:

Oh! *(Sie lacht)* Na ja, das war nur dummes Kinderzeug. In einer kleinen Gruppe in der Schule haben wir uns über das Westfernsehen informiert und hatten unsere eigenen Ideen und Pläne.

CARO:

Ich dachte, man durfte kein Westfernsehen sehen.

MARIANNE:

Es war verboten, ja. Es gab eine Zeit, in der man die Leute daran erkannte, wie ihre Antennen ausgerichtet waren - man konnte erkennen, wer Westfernsehen schaute. Ich erinnere mich, dass ich bei Freunden war und nach der Schule Westfernsehen gesehen habe. Das wurde irgendwie der Parteiführung gemeldet, in der ihr Vater arbeitete, und daraufhin wurde er bestraft und bekam eine Gehaltskürzung.

CARO:

Hat euch das auf die Idee für den Club gebracht?

MARIANNE:

Nein, ich weiß nicht mehr, wer diese Idee zuerst hatte. Es gab eine Kerngruppe von uns, vielleicht vier oder fünf Leute. Aber manchmal waren wir auch mehr, und irgendwann waren wir 13. Dann schlug jemand vor, wir sollten ihn Club 13 nennen.

Es war ein Riesenspaß. Wir gingen einfach ins Kino oder hingen auf der Straße herum, manchmal gingen wir auch ins Schwimmbad. Zu dieser Zeit waren Buttons der letzte Schrei in der Schule. Wir kamen also alle mit diesen Buttons, auf denen 'Club 13' stand. Die Lehrerin ist ausgeflippt, und dann war die Hölle los. „Was ist das? Das sind offensichtlich staatsfeindliche Verschwörungen.“

Sie haben uns dafür wirklich die Leviten gelesen. Die Buttons wurden schnell abgenommen und weggeräumt. Wir mussten einen Eid schwören, dass wir nie wieder auf so dumme Ideen kommen würden. Club 13 ... das waren nur wir, die versuchten, 'cool' zu sein.

CARO:

Du hast Glück, dass sie dir nur die Buttons weggenommen haben.

MARIANNE:

Oh, wir wurden auch verhört. Aber ich denke, es war offensichtlich, dass wir nur ein Haufen Niemande waren und alles nur ein Witz war. Und eine unserer Freundinnen - ein Mädchen, das in der selben Straße wohnte, wie ich - hatte einen Vater bei der Stasi.

CARO:

Wie war es, in ihrer Nähe zu sein? Hattest du Angst?

MARIANNE:

Nein, es war in Ordnung. Es war nie ein wirkliches Problem. Wir waren nur ein bisschen vorsichtiger. Wenn sie in der Nähe war, haben wir einfach vermieden, über bestimmte Themen zu sprechen. In dieser Hinsicht war es also ziemlich unkompliziert. Aber ich bin sicher, dass sich ihr Vater einmischte, als wir mit dem Club 13 erwischt wurden. Wahrscheinlich haben wir es ihm zu verdanken, dass er etwas sagte wie: „Nein, die sind harmlos, das ist alles Unsinn.“ Wir waren in einem Alter, in dem man uns ehrlich gesagt auch irgendwo hätte einbuchen können. Hätten wir irgendetwas Ernstes gemacht oder angefangen, hätten wir richtig Ärger bekommen.

CARO:

Ich muss sagen, ich bin ein bisschen überrascht. Ich dachte, du würdest dich an die Russen als eine Art unterdrückende Macht oder so erinnern. Du scheinst das alles sehr locker zu sehen.

MARIANNE:

Es ist schwer zu erklären, aber das war normal für mich. Erst im Nachhinein kann ich erkennen, wie sehr es unser Leben beeinflusst hat. Der Mangel an Freiheit. Weißt du...Sie haben uns auf der Straße angehalten und nach dem Ausweis gefragt.

CARO:

Ja, ich dachte auch, sie würden die Leute einfach von der Straße holen, wenn sie keine Papiere dabei hätten. Ich bin mir sicher, dass ich einmal gelesen habe, dass die russischen Wachen, wenn sie bemerkten, dass die Anzahl der Gefangenen nicht mehr stimmte, weil einer geflohen, erschossen oder zu Tode geprügelt worden war, einfach jemanden von der Straße holten, der zufällig in der Nähe war.

MARIANNE:

Das ist wahrscheinlich passiert, aber das war nicht meine Erfahrung. Du musst verstehen, dass sie vorher unsere Befreier waren, weißt du? Zumindest hat man uns das so beigebracht. Am Ende des Krieges hatten alle so viel Angst vor diesen 'Sowjets', und dann kamen sie mit Blumen auf ihren Panzern an. Deine Urgroßeltern haben mir eine wohlwollende Sichtweise vermittelt.

CARO:

Ok, aber sieh dir die Immobilien an, die sie weggenommen haben... die Leute müssen schon damals Probleme gehabt haben, eine Wohnung zu finden. Es muss doch unglaublich frustrierend gewesen sein, dass all dieser Platz, all diese Häuser und Villen, von den Russen besetzt wurden.

MARIANNE:

Ja, das ist wohl wahr, aber irgendwo mussten sie ja auch wohnen, oder?

CARO:

Ich glaube, du schenkst ihnen zu viel Anerkennung. Es ist ja nicht so, dass sie nicht wussten, woran sie beteiligt waren. Sie waren bereitwillige Teilnehmende.

MARIANNE:

(Sie seufzt frustriert) Du siehst die Dinge zu wörtlich. Die Welt ist nicht schwarz und weiß. Und viele der hier lebenden Russen waren Familien, die ihr Bestes taten, um über die Runden zu kommen. Wir mussten alle in diesen sehr komplizierten Systemen existieren.

CARO:

Ja, ich weiß. Ich verstehe, dass nicht alle bereit waren oder wie auch immer. Es ist kompliziert, denke ich.

Szene 4: Interviews

Ort: Der Weg zur Andernacherstraße/Königswinterstraße

Roadside Picnic:

Der Bürgersteig kam immer näher, und schon fiel der Schatten unseres Fahrzeugs auf das schwarze Gestrüpp... Schluß mit der Sicherheit, wir waren in der Zone! Augenblicklich spürte ich, wie es mich kalt überrieselte... Das mit den Schauern passierte mir jedesmal, und bis jetzt weiß ich nicht, ob es die Zone selbst ist, die mich auf diese Weise begrüßt, oder ob einfach die Nerven verrückt spielen. Jedesmal nehme ich mir vor: Wenn du zurück bist, fragst du, ob's den anderen auch so geht, doch ich vergesse es immer wieder.

Jeremy Knowles:

Darf ich dich begleiten? Wir laufen die Rheinsteinststraße entlang und gehen dann nach rechts in den Park.

Wolfgang Schneider:

Die Zugänge zum Sperrgebiet befanden sich also vorne an der Rheinsteinststraße, Ecke Ehrenfelsstraße, das war der Haupteingang. Mit der Verkleinerung des Sperrgebiets, also ursprünglich, zwischen 1945 und 1949, da war der Zugang direkt unter der S-Bahn-Brücke. Das war also ideal als Zugang, weil da brauchten sie nicht viel absperren. Dort war der Schlagbaum. 1947 ist der dann zurückgelegt worden in Höhe der Dönhoffstraße. Also das war die erste. Und dann, nach 1949, zurückgelegt in die Rheinsteinststraße, Ecke Ehrenfelsstraße.

Also mein Name ist Wolfgang Schneider. Ich bin von Beruf Lehrer, wohne seit 1957 in Karlshorst. Und als ich im Jahr 2015 berentet wurde, habe ich mir überlegt, was machst du jetzt eigentlich in deiner Rentenzeit? Und da habe ich mich den Geschichtsfreunden Karlshorst angeschlossen. Und seit 2015 beschäftige ich mich intensiv mit der Geschichte von Karlshorst.

Also nochmal 1945, es sind rund 1000 Häuser hier in Karlshorst requiriert worden von der sowjetischen Besatzungsmacht. 1000.

Und weil hier die Kapitulation stattfinden sollte, also die offizielle Begegnung, deshalb mussten die Karlshorster am 5. Mai alle Karlshorst verlassen. Karlshorst wurde also mit Megafon und mit Aushängen.

Der Pfarrer hat, weil die Leute hatten ja alle Angst, was passiert denn jetzt, wenn die Russen kommen. Hatten ja alle eine Riesenangst. Dann sind sie in die Kirche gegangen, haben zusammengehockt und dann kam der Pfarrer und hat erzählt, also wir müssen alle raus. Innerhalb von zwölf Stunden, Karlshorst wurde geräumt. Und mitnehmen durften sie nur das, was sie mit den Händen tragen konnten. Ihre ganzen Möbel mussten sie drin lassen, ihre Einrichtungsgegenstände und und und. Jetzt könnt ihr sagen, oh schrecklich. Aber das war eigentlich für das Kriegsende normal. Und Karlshorst hat dafür kein Alleinstellungsmerkmal. In den westlichen Besatzungszonen bzw. in den westlichen Besatzungssektoren von Berlin passierte das Gleiche.

Jeremy Knowles:

Wenn du bereits im Park bist - geh hinein und nimm den Weg durch die Mitte. Vorbei an der Statue auf der linken Seite und den Tischtennisplatten auf der rechten Seite.

Marianne Streisand:

Ach, ich liebe Karlshorst. Ich liebe Karlshorst. Und wir hatten mal mit Freunden aus dem Westen so eine Diskussion, was ist eigentlich Heimat für uns? Und da habe ich gesagt, also wenn ich irgendwie sowas wie Heimatgefühle habe, dann habe ich die noch für Karlshorst.

Also mein Name ist Marianne Streisand und meine Verbindung mit Karlshorst ist, dass ich da das erste Viertel meines Lebens verbracht habe. Eben von der Geburt bis zum 26. Lebensjahr habe ich in der Gundelfinger Straße gewohnt. Bin dort zur Schule gegangen und so weiter. Auch noch im Studium habe ich da gewohnt.

Also das Sperrgebiet gehörte bei uns sozusagen zum Alltag. Das gab es eben. Es ging immer weiter zurück in den verschiedenen Jahren.

Der Polizist hatte, stand dann da an der offenen Tür immer. Und ich glaube, die hatten da auch irgend so ein Wachhaus oder so, Wachhäusche. Und da stand der, also ich kann mich nicht erinnern, dass die die irgendwie aufgeschlossen hätten, die war offen. Aber es wurde jeder gefragt, der da reinging, nach dem Passierschein, bzw. der lächelte und ließ uns dann durchgehen.

Was ja auch bekannt ist, ist, dass eben die Soldaten, die taten uns wirklich leid, die waren ja nicht im Sperrgebiet, sondern in der Kaserne hinter der Trabrennbahn irgendwo, kaserniert und da, die mussten wirklich, also ganz, wirklich schlimm, also nicht genug zu essen und ganz ärmlich, also die haben nicht mal Unterhosen.

Wolfgang Schneider:

Ihr müsst euch vorstellen, also versetzt euch mal in einen Deutschen rein, der 1945, 1946 hier sein Haus hatte. Versucht das bloß mal nachzuempfinden. Du hattest, du warst eine Frau, das war dein Haus, das dein Mann für dich gebaut hat. Das war deine Lebensversicherung, deine Einkunft, vielleicht hast du Miete bekommen und und und. Und das war plötzlich weg. Du hattest nichts mehr außer deinem Leben. Und da gab es zum Beispiel die Familie Agaschewski. Herr Agaschewski war ein Architekt. Der hatte hier in Karlshorst ganze Häuser, Zeilen gebaut. Die waren sein Eigentum und hatte nach seinem Tod wurde das Erbe aufgeteilt. Und da hatte eben seine Frau hatte einen Großteil der Häuser bekommen. Die war damals 75 Jahre alt. Jetzt haben die Sowjets ihr Haus requiriert. Sie musste raus und sie hatte nichts. Da gab es nicht, dass du zum Bürgeramt gehen konntest und Bürgergeld beantragen konntest und Wohngeld. Nee, es gab es nicht 1945. Du hattest nichts. Und es war auch keine Aussicht. Wann sind denn die Russen wieder weg? In einem Jahr, in fünf Jahren, in zehn Jahren, dann bin ich ja schon tot.

Also, 1946, hat die Frau Agaschewski, die hat die Häuser damals verkauft. Also die hat nicht gewartet, bis sie in Volkseigentum überführt wurden oder sonst irgendwas, sondern die hat schon 1946 gesagt, also ich nehme jetzt das Angebot an, ich verkaufe meine Häuser. Ich weiß nicht, wann die Russen hier

wegziehen. Wenn die weg sind und mir mein Eigentum zurückgeben. Sondern ich nehme das jetzt und habe wenigstens noch ein bisschen Geld, damit ich leben kann. Das ist die Geschichte von den bewussten Häusern in der Königswinterstraße und Andernacherstraße.

Also ich kann euch nicht sagen, welcher sowjetische Offizier in welchem Haus gewohnt hat. Ich kann nur sagen, ja, es waren sowjetische Offiziere, die hier drin gewohnt haben. Eventuell kann ich dann noch differenzieren. Ja, das war ein Mitarbeiter vom KGB. Das war ein Mitarbeiter vom GRU. Das war ein Mitarbeiter vom Militär, also ein Offizier. Oder es war der sowjetische Arzt oder die sowjetische Lehrerin, die hier an der Schule gearbeitet hat. So weit differenzieren können wir, aber nicht namentlich festhalten.

Jeremy Knowles:

Wenn du aus dem Park auf die Andernacherstraße kommst, gehe nach rechts. Du wirst bald die leeren Häuser sehen. Wenn du dort ankommst, suche dir einen Platz, wo du einen guten Blick auf sie hast.

Szene 5: Einbruch

Ort: Andernacherstraße/Königswinterstraße

CARO:

Ich glaube, das sind sie - die Häuser.

MARIANNE:

Sie sind kleiner als in meiner Erinnerung.

CARO:

Die Mülltonnen sind voller Äste. Siehst du? Bedeutet das, dass sich jemand um die Häuser kümmert?

MARIANNE:

Nun, einige der Fenster scheinen frisch vernagelt zu sein, also nehme ich an, dass sich jemand darum kümmert.

CARO:

Sieh dir die abblätternde Farbe an. Da drüben an den Balkonen. Das erinnert mich irgendwie an abblätternde Asche.

Sie sind wunderschön.

MARIANNE:

Schön?

CARO:

Ich weiß nicht so recht. Irgendwie schon. Sie fühlen sich so lebendig an mit ihrer Vergangenheit. Ich frage mich, welche Geschichten sie in sich tragen...

MARIANNE:

Geschichten, ja. Aber es sind eher Erinnerungen, die in den Mauern gefangen sind.

CARO:

Glaubst du, dass sich noch jemand für sie interessiert?

MARIANNE:

Sie wirken sehr weltfremd, nicht wahr? Sie stecken in der Zeit fest.

CARO:

(nachdenklich) Wie heißt es so schön? „Die Vergangenheit ist niemals tot; sie ist nicht einmal vergangen.“

(Sie halten inne und lassen die Szene auf sich wirken.)

MARIANNE:
Lass uns reingehen.

CARO:
WAS?

MARIANNE:
Komm schon.

CARO:
Oma, nein.

MARIANNE:
Warum nicht? Ich kenne diese Häuser. Ich will sie von innen sehen.

CARO:
Das ist illegal.

MARIANNE:
Was passiert, wenn sie uns erwischen, hm? Die werden doch keine alte Frau bestrafen.

CARO:
So alt bist du nicht. Und so funktioniert das Gesetz nicht.

(Das Geräusch von Marianna, die näher kommt oder vielleicht am Zaun rüttelt)

Oma!

MARIANNE:
Jetzt komm schon.

CARO:
(Gibt einen resignierten Seufzer von sich) Wie sollen wir denn da reinkommen?
Wir könnten über den Zaun klettern. Die Bretter sind nur aus Spanplatten. Es braucht nicht viel, um sie zu zerbrechen.

MARIANNE:
Mit meiner Hüfte kann ich da nicht rüberklettern, sieh mich an!

CARO:
Und wie kommen wir da wohl rein?

MARIANNE:
Lass uns hintenrum gehen.

CARO:
Okay.

MARIANNE:
Ich komme mir vor wie ein ungezogenes Kind! *(lacht)*

CARO:
Das bist du auch! Ich kann nicht glauben, dass wir das tun. Ich sage Mama, dass das deine Idee war, falls wir erwischt werden.

MARIANNE:
Da ist ein Schloss.

CARO:
Ja, ein ziemlich armseliges. Wir müssen nur diesen Teil der Tür aufbrechen.

MARIANNE:

Nimm den Stein da.

CARO:

Alles klar.

(Geräusche, wenn sie die Tür aufbrechen.)

CARO:

Oh Gott, ich weiß nicht, ob es sicher ist, diese Treppe hochzugehen.

MARIANNE:

Komm schon, lass uns wenigstens in den ersten Stock gehen.

CARO:

In welcher Wohnung wohnte dein "russischer Liebhaber"?

MARIANNE:

Ich glaube, es war die rechte.

(Sie steigen die Treppe hinauf.)

Hier! Das ist sie.

CARO:

Das ist eigentlich eine sehr schöne Wohnung *(beeindruckt)*. Viel schöner als meine.

MARIANNE:

Das war das Wohnzimmer, glaube ich.

CARO:

Ich fühle mich wie auf einer Zeitreise.

(Geräusche von ihnen, die durch den Raum gehen)

MARIANNE:

Dort drüben war sein Schlafzimmer. Er teilte es mit seinem kleinen Bruder.

CARO:

Können wir rüber gehen?

MARIANNE:

Die Dielen dort sehen nicht so aus, als würden sie viel Gewicht tragen können.

CARO:

Ja, das Loch im Boden sagt mir 'nein danke'.

MARIANNE:

Mein jüngeres Ich hätte nie geglaubt, dass sich dieser Raum einmal so entwickeln würde.

CARO:

Pass auf die Kacke da auf.

Was glaubst du, was das für ein Tier war?

MARIANNE:

Wahrscheinlich Waschbären.

CARO:

Sieh dir diesen schönen alten Ofen an.

MARIANNE:

Wir hatten genau so einen.

(Geräusche, wenn sie herumlaufen.)

MARIANNE:

Es ist so... kahl.

CARO:

Was haben seine Eltern gemacht?

MARIANNE:

Ich weiß es nicht. Sein Vater war eine Art hochrangiger Soldat. Wir haben uns nicht wirklich mit unseren Eltern oder der Politik oder so beschäftigt. Und es gab eine Sprachbarriere. Wir mochten einfach unsere Gesichter.

CARO:

So eitel. *(lacht)*

MARIANNE:

Ich erinnere mich, dass er mir einmal dieses Album zeigte - ein wunderschönes Buch, das sein Vater über seine militärische Laufbahn gemacht hatte. Es enthielt Bilder von ihm in Uniform, die mit ausgeschnittenen Papierblumen verziert waren, und Illustrationen, die er gezeichnet hatte. Es schien eine seltsam künstlerische Tradition für einen Soldaten zu sein.

CARO:

Oh, ich kann mir vorstellen, wie ihr beide hier sitzt und euch ineinander verliebt. Gemeinsam Pläne schmieden. Habt ihr von der Zukunft geträumt?

MARIANNE:

Ich weiß es nicht. Wir müssen es getan haben. Ich glaube, wir haben Witze darüber gemacht, zusammen wegzulaufen, aber es war nie ernst. Wir haben es nicht wirklich so gemeint.

CARO:

Gab es Dinge, die du in deinem eigenen Leben tun wolltest?

MARIANNE:

Ich erinnere mich, dass ich unbedingt reisen wollte und das Gefühl hatte, dass das nicht möglich war. Ich sehnte mich nach Freiheit. Die Freiheit zu reisen. Man konnte nicht einmal in die Sowjetunion reisen, außer in seltenen Fällen.

Der Mangel an Reisen war wirklich etwas, das an mir genagt hat.

Und dieses Gefühl, gefangen zu sein. Ich fühlte mich gefangen.

CARO:

(leise) Wie hat es geendet? War es ein tragischer Liebeskummer?

MARIANNE:

Ehrlich gesagt, weiß ich es nicht mehr. Ich glaube, der Reiz des Neuen hat nachgelassen. Oder vielleicht wurde es auch immer schwieriger, sich zu sehen.

CARO:

Oh, Sacha Kazakov. Wo bist du jetzt?

MARIANNE:

Sehr weit weg von hier.

CARO:

Dieses Haus ist wirklich sehr schön. Ich wünschte, ich wäre reich und könnte es einfach kaufen und alles renovieren. Stell dir vor, ich würde es wieder zum Leben erwecken! Im Moment ist es einfach nur... leer. Es ist so falsch! Es fühlt sich fast an, als würde es trauern. Es ist eine Art Kummer in diesem Raum.

Es fühlt sich ein bisschen wie ein Friedhof an, nicht wahr? Es spukt nicht unbedingt. Nur... tot.

MARIANNE:

Ich will jetzt gehen.

CARO:

Was?

MARIANNE:

Lass uns gehen. Hier gibt es nichts außer vergessenen Erinnerungen und Waschbärpisse.

Roadside Picnic:

„Hören Sie, Doktor Pillman“, sagte Nunnan und säbelte ein Stück Fleisch ab, „was meinen Sie, wie das Ganze noch enden wird?“

„Wovon sprechen Sie?“

„Na, vom Besuch, der Zone, den Schatzgräbern, dieser ganzen Kriegsindustrie und so weiter... Wie das ausgeht... Mich würde Ihre Ansicht interessieren.“

Pillman musterte ihn lange hinter seinen undurchdringbar dunklen Brillengläsern hervor. Dann steckte er sich eine Zigarette an und sagte: „Für wen, ist hier die Frage. Da müssten Sie sich schon ein bißchen konkreter ausdrücken.“ „Nun, sagen wir mal, für unseren Teil des Planeten.“

„Das hängt davon ab, ob wir Glück haben werden oder nicht“, erwiderte der Gelehrte. „Wir wissen jetzt ziemlich sicher, daß für unseren Teil des Planeten der Besuch so gut wie ohne Folgen verlaufen ist. Natürlich ist es, wenn wir weiterhin blindlings die Rosinen aus dem Kuchen picken, nicht ausgeschlossen, daß wir eines Tages Dinge zutage fördern, die das Leben nicht nur bei uns hier, sondern auf dem gesamten Planeten unmöglich machen. In diesem Falle hätten wir Pech gehabt. Aber Sie müssen zugeben, daß eine solche Gefahr der Menschheit schon seit eh und je gedroht hat.“

Szene 6: Recherche + Interviews

Ort: Andernacherstraße/Königswinterstraße

Der Weg zur Ehrenfelsstraße/Loreleystraße

Hannah:

Was Ihr hört, ist eine Aufnahme von einem unserer Forschungstage im Juni, aufgenommen hier an der Ecke Andernacherstraße und Königswinterstraße.

Mein Name ist Hannah Alongi, und ich bin eine der mitwirkenden Künstlerinnen bei diesem Audiowalk.

Im Sommer haben wir hier auf dem Bürgersteig einen mobilen Kiosk aufgestellt – ein öffentliches Forum, das wir den Kiosk of Memory nannten – und Passanten eingeladen, ihre Gedanken und ihr Wissen über die Häuser mit uns zu teilen. Wir boten auch ein Programm mit Vorträgen und einen Rundgang durch das Viertel an, geleitet von lokalen ExpertInnen, um historische Einblicke in die Häuser zu vermitteln und einen Raum für den Austausch zwischen Nachbarn zu schaffen.

Durch diesen Austausch begannen wir, die Häuser nicht mehr als bloße Relikte der Vergangenheit zu sehen, sondern als gegenwärtig und relevant. Die Menschen wünschen sich eine Lösung. Viele AnwohnerInnen hoffen, dass die Häuser eines Tages wieder Teil der Gemeinschaft werden; andere befürchten, dass durch eine mögliche Nutzung das Wenige, was noch übrig ist, bedroht sein könnte.

Von Anfang an hofften wir, mit einem ehemaligen BewohnerInnen sprechen zu können, der noch lebt. Da die Wohnungen jedoch von 1945 bis zu ihrer Leerstandphase von Militärangehörigen und ihren Familien bewohnt wurden, ist es unwahrscheinlich, dass wir jemals aus erster Hand vom Leben darin erfahren werden.

Ein Wendepunkt in unserer Forschung war die Entdeckung von Telefon- und Adressbüchern mit den Namen von Menschen, die einst in den Häusern lebten – natürlich aus der Zeit vor der DDR, als die Bewohner keine sowjetischen Offiziere waren, sondern einfache, überwiegend deutsche Zivilisten. Dokumente können uns keine vollständige Geschichte erzählen, aber sie geben uns Einblicke in das Leben der Menschen damals. Auch wenn wir nur ihre Namen, die Jahre, in denen sie hier lebten, und ihre Berufe kennen, können wir langsam ein Bild davon zeichnen, wer sie waren.

Für einen Namen jedoch ist keine Vorstellungskraft notwendig: **Rudolf Mandrella**. Seine Geschichte wurde durch umfangreiche Aufzeichnungen rekonstruiert. Hier ist einiges, was wir wissen:

Mandrella wurde 1902 in Auschwitz geboren und wuchs in Armut auf. 1923 zog er als mittelloser Student nach Berlin, um Jura zu studieren. Nachdem er seine Prüfungen bestanden hatte, wurde er

1933 zum Amtsrichter in Köpenick ernannt. Drei Jahre später zog er in eine Wohnung in der Königswinterstraße 24.

Mandrella stand dem Nazi-Regime völlig ablehnend gegenüber. Um einer Einberufung in die Wehrmacht zu entgehen, meldete er sich freiwillig zur Marine – möglicherweise in der Hoffnung, seine Chancen auf Nahkampfeinsätze gering zu halten. In Stettin, wo er stationiert war, lernte Mandrella Gleichgesinnte kennen, die ebenfalls gegen die Nazis und den Krieg waren. Doch ihre Gruppe wurde entdeckt. Mandrella wurde am 3. September 1943 in der Strafanstalt Brandenburg-Görden hingerichtet. Sein Name ist unter den Widerstandskämpfern und Märtyrern der Nazi-Zeit auf einer Gedenktafel in der Krypta des St.-Hedwigs-Kathedrale in Berlin-Mitte verzeichnet.

Das Bild, das wir malen, wird nie vollständig sein, aber mit den Hinweisen, die uns bekannt sind, können wir derer gedenken, deren Namen einst durch diese Flure hallten.
Ich lade Euch ein, uns zu helfen, die Lücken zu füllen.

Es ist Zeit weiterzugehen. Folgt der Königswinterstraße in Richtung weg vom Park. Wenn Ihr die Ehrenfelsstraße erreicht, biegt links ab. Ihr werdet auf der rechten Seite das nächste leerstehende Haus sehen. Während wir weitergehen, lese ich Euch einige der Namen vor, die wir gefunden haben – die Namen, die uns bekannt sind...

Frieda Knippel, Sekretärin, Andernacherstraße 5a, 1943
Ernst Keppler, Kaufmann, Andernacherstraße 5a, 1943
Günther Leibig, Doktor, Königswinterstraße 24, 1935
Katharina Schmidt, Pensionär, Königswinterstraße 24, 1937
Heinrich Erdner, Gärtner, Andernacherstraße 5a, 1940
Else Siewfe, Hausfrau, Königswinterstraße 25, 1943
Erich Gromabla, Ingenieur, Andernacherstraße 5a, 1933
Rudolf Mandrella, Amtsrichter, Königswinterstraße 24, 1937

Marianne Streisand:

Mein Großvater war Jude und hatte in West-Berlin eine Buchhandlung, also ein Antiquariat, wo er sich auf wissenschaftlichen Sozialismus damals spezialisiert hatte, schon in den 20er Jahren und also ganz tolle Leute, so wie Walter Benjamin oder so, die haben bei ihm eingekauft, irre, wa?

Ja, mein Vater und meine Tante, die Kinder also von den beiden, die waren ja sogenannte Halbjuden, nach Nazi-Terminologie.

Ja, und für die war das natürlich wirklich eine Befreiung, als die Russen Berlin einnahmen, das kann man sich ja vorstellen.

Wolfgang Voigtländer:

Mein Vater hat nie über den Krieg gesprochen. Also der war Soldat und ich weiß nicht mal, ob er in Gefangenschaft war. Er war, glaube ich, irgendwie in Norwegen oder so. Aber er hat nie darüber gesprochen.

Mein Name ist Wolfgang Vogtländer, bin am 15.03.1951 in Erfurt geboren und die Brücke dann gleich zu Karlshorst, ich bin 1963 oder 1964 nach Karlshorst gezogen.

In Karlshorst habe ich in der Hentigstraße 33 gewohnt, das ist von Krümelhardt-Gundelfinger, das ist eine Straße weiter, also es war natürlich nicht einfach und zu Anfang fanden wir es nicht prickelnd, Umgebung zu verlassen, wo man Freunde hat und so, aber klar, ich war der 'Sachsenscheißer', ich weiß nicht, ob das ein Begriff ist, ich kam ja aus Thüringen, Thüringen und Sachsen ist so eine Geschichte und der Dialekt ist ja gewöhnungsbedürftig und zu Anfang, man gibt sich alle Mühen, nicht Dialekt zu sprechen, und das geht natürlich voll in die Hose, naja und ein üblicher Begriff damals war 'Sachsenscheißer'.

Sagen wir mal so, sowjetischen Soldaten hat man alleine sowieso nie gesehen. Die waren in der Kaserne oder wo auch immer, aber nicht Kontakte. Sonst ist ein Offizier mit ein, zwei, drei Soldaten unterwegs, haben was organisiert oder so.

Das ging schon. Aber das war es. Wie gesagt, also dem persönlichen Kontakt, das war nicht erwünscht.

Szene 7: Birken

Ort: Ehrenfelsstraße/Loreleystraße

CARO:

Hier ist es.

MARIANNE:

Ja.

CARO:

Irgendwie sehen sie noch schöner aus, weil sie auseinanderfallen. Ergibt das einen Sinn?

MARIANNE:

Ich weiß es nicht. Ich finde, sie sehen traurig aus.

CARO:

Sollen wir in dieses auch einbrechen? *(Sie fragt scherzhaft)*
(Marianne antwortet nicht.)

MARIANNE:

Sieh dir mal die Birke auf dem Balkon an.

CARO:

Das Haus befindet sich im Krieg mit der Natur.

MARIANNE:

Man kann nie wissen, vielleicht arbeiten sie ja zusammen.

CARO:

Es ist verrückt, dass diese Häuser so viel Geschichte haben. Sie waren einmal so lebendig und jetzt sind sie so... leise.

MARIANNE:

Sie sind immer noch lebendig. Für mich fühlen sie sich noch lebendig an.

CARO:

Aber ich wünschte, man könnte hier neue Erinnerungen schaffen. Damit sie weiterleben können. Es fühlt sich so an, als ob sie Geister beherbergen würden.

MARIANNE:

In gewisser Weise tun sie das auch.

CARO:

Ich frage mich, was die Zukunft bringen wird. In dem Artikel, den ich über die Häuser gelesen habe, wird ein Zahnarzt erwähnt, der versucht hat, alle zu täuschen um eine Kaufgenehmigung zu bekommen. Die russische Botschaft hat dann gesagt: „Hmm nein! Das sind unsere!“

MARIANNE:

Das klingt ungefähr richtig.

CARO:

Das ist nicht fair! Wir sollten sie einfach zurücknehmen. Ich meine, warum respektieren wir diese unklaren Eigentumsverhältnisse? Es ist ja nicht so, dass Russland uns Respekt gezeigt hätte. Sie sind hierher gekommen und haben den Menschen, die vorher hier gewohnt haben, ihre Häuser weggenommen. Warum sollten sie die Häuser jetzt behalten und sie einfach verfallen lassen?

MARIANNE:

Du weißt nicht, was du da sagst. Ich würde mich nicht einmischen wollen. Jeder aus dem Osten weiß, dass man sich von unklaren Eigentumsverhältnissen fernhalten sollte.

CARO:

Warum nehmen wir sie nicht einfach zurück? Besonders jetzt, mit dem Krieg in der Ukraine.

MARIANNE:

Ich möchte eigentlich keine plötzlichen Enteignungen, nur weil sie aufgrund der Kriegssituation in russischem Besitz sind. Das fände ich schlimmer, als die Häuser noch ein paar Jahre leer stehen zu lassen. Ich glaube nicht eine Sekunde daran, dass die russische Regierung zustimmen würde, Leute einfach dort einziehen zu lassen.

CARO:

Aber das ist doch nicht richtig! Es gibt so viele Menschen hier in Berlin, die ein Zuhause brauchen.

MARIANNE:

Ich würde es vorziehen, wenn alles friedlich gelöst wird, wenn möglich. Alles andere macht mir furchtbare Angst. Macht es dir nicht auch Angst?

CARO:

Nein, es macht mich nur wütend.

MARIANNE:

Wut ist ein jugendliches Gefühl. Aber ich habe Angst, Staub aufzuwirbeln. Die ganze Welt scheint mir jetzt so beängstigend zu sein. Ich weiß nicht. Vielleicht erinnere ich mich nicht richtig, und die Angst war größer, als ich sie in Erinnerung habe. Aber ich fühle mich jetzt noch ängstlicher als früher.

CARO:

Du erinnerst dich nicht an Angst?

MARIANNE:

Ich erinnere mich, dass die Generation meiner Eltern von Angst sprach. Man darf nicht vergessen, dass ich nach dem Krieg geboren wurde. Ich kann mich nicht an eine Zeit erinnern, in der die Russen sozusagen unsere „Feinde“ waren. Für mich waren sie einfach 'andere'.

Was bedeutet Feind überhaupt? Das ist ein triviales Konzept. Der Feind ändert sich von einem Tag auf den anderen, sobald ein neuer politischer Wind weht.

CARO:

Wie meinst du das?

MARIANNE:

Ich erinnere mich, dass mein Vater mir gleich nach dem Krieg erzählte, dass es Nachbarn gab, die sie seit Jahren kannten und die plötzlich behaupteten, sie seien schon immer Kommunisten gewesen.

Manchmal gaben sie sogar vor, Opfer des Faschismus zu sein. Meine Eltern waren sprachlos darüber.

Wie schnell sie aus Feinden Freunde machten. Diese Leute blähten sich auf, fingen an zu protzen und erlangten schnell kleine Machtpositionen. Plötzlich gab es Haus- oder Straßenvorsteher, die ihr Gebiet zu überwachen hatten. Sie mischten sich in alles ein und erstatteten den neu eingerichteten Polizeistationen oder den russischen Kommandostellen Bericht.

CARO:

Siehst du, genau daran denke ich, wenn ich an den Osten und die Russen denke.

MARIANNE:

Ja.

CARO:

Du erinnerst dich nicht an solche Dinge?

MARIANNE:

Ich erinnere mich, dass man mir solche Dinge *erzählt* hat. Ich glaube nicht, dass ich es selbst gesehen habe. Sogar die Geschichten, wie die Russen in diese Häuser kamen. Sie brachen die Türen auf; die Leute

dachten, sie würden erschossen werden, aber die Russen riefen in gebrochenem Deutsch: 'Raus, morgen' - und zeigten auf die 12 auf ihren Uhren. Und das war's. Sie mussten ihre Häuser verlassen.

CARO:

Das ist ja furchtbar.

MARIANNE:

Aber sie haben auch nur Befehle befolgt.

CARO:

Ja, und irgendwann, glaube ich... Ich glaube, das ist ihnen auch mit dem Abzug passiert. Sie mussten auch gehen. Ohne große Vorwarnung. Einfach auf und los. → maybe check if there is a different version

MARIANNE:

(seufzend) Diese Gebäude hatten schon so viele Besitzer.

CARO:

Ja, aber sie zu besitzen scheint nicht viel zu bedeuten, oder?

MARIANNE:

Ich schätze, die Häuser gehören jetzt den Waschbären...

CARO:

Was denkst du, wie sie reinkommen?

MARIANNE:

Vielleicht über die Dächer? Oder sie klettern auf die Bäume und springen auf die Balkone? Ehrlich gesagt gibt es so viele Möglichkeiten für sie, hineinzukommen. Wege, die wir nicht einmal sehen können.

CARO:

Wahrscheinlich feiern sie da drinnen Raves. Sie hören ein bisschen Techno. Haben das DJ-Deck draußen. Lasershow an. Sie werfen eine Pille ein und tanzen ein bisschen.

(Sie versucht, die Stimmung für ihre Großmutter aufzuhellen, die ziemlich melancholisch wirkt.)

Oder sie führen heftige politische Debatten darüber, wem welches Zimmer zusteht. Glaubst du, dass Waschbären Hierarchien haben?

MARIANNE:

(Ohne Caro zuzuhören) Weißt du, was lustig ist? Sie haben die Freiheit, nach der ich mich gesehnt habe. Die, die uns versprochen wurde.

CARO:

Stimmt. Sie sind frei, zu kommen und zu gehen, wie es so viele Bewohner wahrscheinlich nie waren.

MARIANNE:

Seltsam, dass etwas, das nicht einmal von hier stammt, am meisten hierher zu gehören scheint. Sie benutzen sie als Unterschlupf. Die natürlichsten Bewohner der Häuser!

CARO:

Ich sage dir, es wird sehr schwer sein, sie wieder loszuwerden, falls das jemand versucht. Waschbären sind hartnäckig, oder?

MARIANNE:

Die sind harmlos.

CARO:

Da bin ich mir nicht so sicher. Hast du schon mal einen gesehen? Die frechen Dinger sehen für mich nicht so harmlos aus.

MARIANNE:

Alles erscheint harmlos, wenn man es mit Menschen vergleicht.

Sie haben eine Resilienz, die ich bewundere.

CARO:

Sollen wir ihnen sagen, dass sie Unbefugte hier sind?

MARIANNE:

(Ignoriert Caro wieder)

Es ist eine Art bittersüßes Kapitel in der Geschichte dieser Häuser. Sie stehen nicht leer, sondern gehören diesen kleinen Überlebenskünstlern, die trotz aller Widrigkeiten einen Weg finden, zu gedeihen.

Ich glaube, in einem anderen Leben wäre ich gerne ein Waschbär gewesen. Die Freiheit, so herumzustreifen wie sie.

CARO:

Ich weiß nicht, was ich mit diesem Gefühl anfangen soll. Diese Häuser fühlen sich mit ihrer Vergangenheit so lebendig an, aber was sollen wir mit ihnen machen?

MARIANNE:

Wir erinnern uns an sie. Das ist, was wir diesen Orten schulden.

Katya Romanova:

Birken erinnern mich immer an Russland, wo ich aufgewachsen bin.

Wenn du in die Loreleystraße einbiegst und nach oben schaust, siehst du ein paar junge Birken, die direkt vom Balkon wachsen.

Mein Name ist Katya Romanova. Als ich nach Berlin zog, war ich neugierig, nach Spuren der sowjetischen Vergangenheit dieser Stadt zu suchen. Ich fragte mich, wie die Ereignisse des Zweiten Weltkriegs hier in Deutschland wahrgenommen und gelehrt werden, im Vergleich zu Russland, wo diese Geschichte immer aus der Perspektive der Befreier*innen erzählt wird.

Die Einnahme Berlins ist in Russland bis heute ein bedeutender Moment. In Russland wird uns nahegelegt, diesen Krieg durch die Brille der Sieger und Retter zu betrachten. Dunklere Geschichten, die mit Schmerz und Verlust einhergehen, werden kaum erwähnt. Mit der Zeit hat sich der Tag des Sieges von einem Gedenktag zu einer Feier militärischer Macht entwickelt.

Mit dem Krieg in der Ukraine sehe ich eine vertraute Geschichte, die sich wiederholt – doch diesmal steht Russland auf der Seite des Aggressors und versucht dennoch, seine Handlungen als Befreiung darzustellen. An was möchten wir uns aus der Geschichte erinnern, und was vergessen wir lieber?

Genau deshalb spricht mich dieses Projekt so sehr an.

Als wir vom 20. bis 23. Juni 2024 unseren „Kiosk of Memory“ aufstellten, kamen Menschen, um ihre eigenen Erlebnisse, ihre Familiengeschichten und Sichtweisen zu teilen. Da wurde mir klar: Diese persönlichen Geschichten, alle unterschiedlich und manchmal widersprüchlich, sind die Puzzlestücke, aus denen das größere Ganze besteht.

Diese Birken hier? Sie erinnern mich an Resilienz. An Überleben. Die Birke ist stark und gedeiht unter den härtesten Bedingungen. Entlang der kargen Streifen der ehemaligen Berliner Mauer sind es die Birken, die das Vakuum schnell füllten.

Sieh dir diese hier an. Stell dir ihren Weg vor – von einem winzigen Samen, vom Wind getragen oder zufällig gelandet, der sich langsam durch die Ziegel und den Putz des Balkons kämpft. Wie alt, glaubst du, sind diese Bäume? Waren sie schon da, als die letzten Bewohner*innen dieses Haus verließen?

Machen Bäume Geräusche? Schließe die Augen und hör zu. Rascheln die Blätter? Knarren sanft die Äste? Ich habe gelesen, dass Bäume beim Wachsen niederfrequente Geräusche abgeben, die ihnen helfen könnten, andere Bäume zu „spüren“ und mit ihnen zu kommunizieren. Da frage ich mich: Welche Geschichten erzählen diese Bäume? Was haben sie miterlebt, indem sie einfach still dastehen, während die Zeit um sie herum voranschreitet?

Wir werden jetzt zurücklaufen. Folge der Loreleystraße bis zur Stolzenfelsstraße und biege dann rechts ab. Diese Straße führt zurück zum Bahnhof.

Szene 8: Waschbären

Ort: Der Rückweg zur Station

Sophia Kimmig:

Wir bewegen uns in der Fläche als Menschen. Wir klettern nicht durch Bäume, wir springen nicht von Ast zu Ast, wir sind auf dem Fußboden unterwegs und deswegen bemerken wir auch oft nicht, was außerhalb dieses Horizonts passiert. Das heißt, wir schauen einfach selten nach oben und deswegen kann es ganz leicht passieren, dass an einem belebten Platz in Berlin direkt neben einer Bushaltestelle mit großem Trubel und vielen Menschen oben in der Baumkrone ein Waschbär liegt und schläft, der, wenn man hochguckt, gut sichtbar ist, aber niemand bemerkt es, weil niemand hinsieht.

Mein Name ist Dr. Sophia Kimmig. Ich bin Biologin und habe mich spezialisiert auf Ökologie und Verhalten von Wildtieren mit einem besonderen Fokus auf dem Mensch-Wildtier-Zusammenleben und Tieren in der Stadt.

In Städten gibt es viel mehr wilde, bunte, natürliche Flächen, zum Beispiel auf Friedhöfen. Dort findet man dann schöne alte Bäume, alte knorrige Eichen mit Baumhöhlen und solche Bäume mögen Waschbären besonders gerne, um in diesen Höhlen dann zum Beispiel ihre Jungtiere groß zu ziehen und sie schlafen auch gerne offen in den Ästen der Bäume.

Alte und vor allem verlassene Häuser, wie dieses hier, sind sehr beliebte Wohnorte für Waschbären in der Stadt. Waschbären können hervorragend klettern und suchen sich deswegen gerne Orte aus, die ein bisschen höher gelegen sind. In der Natur sind das alte Bäume und Höhlen in Bäumen, in denen sie ihre Jungtiere großziehen und auch schlafen können. In der Stadt bieten die Häuser sozusagen einen Ersatz dafür. Da zieht dann so ein Waschbär gerne auch mal auf dem Dachboden ein.

Waschbären sind seit den 1930er Jahren ungefähr in Deutschland. Tatsächlich kommen die Tiere eigentlich aus Nordamerika und gehören gar nicht in unsere Fauna, wurden aber aktiv hier hergebracht und ausgesetzt. Das hat auch sehr gut funktioniert. Leider, denn sie haben sich im ganzen Land ausgebreitet und eben auch die Städte besiedelt. Auch in ihrer Heimat in Nordamerika kommen Waschbären in Städten häufiger vor als auf dem Land. Sie sind sehr gut an das Leben in Städten angepasst und so haben sie eben auch in Deutschland unsere Städte erobert und auch in Berlin das Stadtgebiet für sich entdeckt.

Offiziell werden Waschbären von der Europäischen Union als invasive Arten geführt. Sie stehen auf einer Liste gebietsfremder Arten, die invasive Eigenschaften oder invasive Auswirkungen auf das Ökosystem oder die Ökosysteme in Europa haben können. Tatsächlich ist die Frage, ob der Waschbär tatsächlich invasiv ist, in der Wissenschaft hoch diskutiert. Die Waschbären-Forschenden, die es gibt, sind sich da nicht so ganz einig. Auf der einen Seite ist es definitiv so, dass der Waschbär Tiere fressen kann, Tiere erbeutet, die ohnehin schon stark bedroht sind. Das sind besonders Amphibien in Deutschland. Auf der anderen Seite sind Waschbären aber absolute Nahrungsgeneralisten. Das heißt, sie fressen sehr, sehr viele verschiedene Dinge und sie nehmen das, was sie am einfachsten bekommen, was am häufigsten vorhanden ist. Und das sind eben gerade nicht diese seltenen Arten, sondern meistens viel profanere Dinge, die häufig da sind in Städten, sind das zum Beispiel auch Abfälle, von denen wir Menschen hinterlassen. Das heißt, obwohl es eindeutig ist, dass der Waschbär einen Effekt auf Arten haben kann, ist nicht wirklich abschließend wissenschaftlich geklärt, ob dieser Effekt so groß und so relevant ist, dass er wirklich invasiv ist, dass er wirklich das Ökosystem beeinträchtigt.

Dass Waschbären sich in Deutschland so ausgebreitet haben, stellt uns auf jeden Fall vor eine ganze Menge Herausforderungen. Auf der einen Seite sind da eben Hausbesitzer, die Schäden an ihren Gebäuden befürchten und auf der anderen Seite eben Auswirkungen auf das Ökosystem, das Fressen von ohnehin schon durch den Menschen gefährdeten Arten. Gleichzeitig ist es so, dass der Waschbär jetzt mal da ist und wir gegen diese Tatsache nichts machen können. Das heißt aber nicht, dass wir das Problem nicht anerkennen können. Wir müssen schauen, wo macht der Waschbär was, welche Auswirkungen hat er auf die Menschen, auf das Ökosystem und was können wir tun, um diesen Auswirkungen entgegenzuwirken. Wo können wir vielleicht zum Beispiel Schäden kompensieren, Menschen mit Beratung unterstützen oder auch spezielle sensible Bereiche in der Natur zum Beispiel besonders vor dem Waschbären schützen.

Letztlich sind Waschbären, genau wie Menschen, hochentwickelte Säugetiere, die zu Schmerz, Leid, Emotionen fähig sind und jetzt sind sie hier. Das heißt, wir müssen schauen, wie wir ein Zusammenleben ermöglichen können zwischen den Menschen, die hier sind und den Waschbären, die wir Menschen hierher gebracht haben. Ein Zusammenleben, in dem beide Seiten zurechtkommen.

Wolfgang Schneider:

Also ich kann nicht in den Kopf von Putin gucken. Ich habe nicht die Glaskugel. Ich weiß nicht, warum machen die das? Also aus Trotz, den Deutschen werden wir es zeigen, die wollen unser Gas nicht mehr, dann kriegen sie unsere Häuser nicht. Oder? Ich weiß es nicht. Also die lassen es sicherlich, bevor die das verkaufen, lassen die die Häuser zusammenfallen. Und die stehen ja kurz vorm Zusammenbruch. Also ich war selber drin in den Häusern, ich habe mir das angeguckt. Die große Dachfläche ist eingestürzt, bis unten hin ins Erdgeschoss durchgebrochen. Wirklich nur der Waschbär ist drin. Da siehst du überall seine Spuren. Wenn ich Waschbär wäre, würde ich auch dort einziehen.

Also für mich waren die sowjetischen Menschen immer meine Freunde. Ich bin zum Beispiel Silvester rausgegangen, dann kam eine sowjetische Streife vorbei, die habe ich angehalten, habe Wodka ausgeschenkt. Und dann kam ein Offizier vorbei und hat erstmal den Wodka einkassiert und die Soldaten standen da und haben mich traurig angeguckt. Ich wollte eigentlich nur freundlich sein und ihnen zum neuen Jahr gratulieren. Und so habe ich gemerkt, dass da auch bei den Sowjets irgendwas nicht stimmt. Und dann habe ich gesehen, wie die sowjetischen Offiziere mit ihren Soldaten umgegangen sind. Und das hat mich aufgeregt. Die einfachen Soldaten sind wie Vieh behandelt worden hier. Und das waren hier eigentlich die Elite-Truppen, die sowjetischen. Die durften ins Ausland. Und trotzdem haben sie ihre Offiziere, also wie die mit ihren Soldaten umgegangen sind, das kann man nicht beschreiben. Und das hat mich zum Nachdenken gebracht, auch schon zu DDR-Zeiten. Und habe versucht Erklärungen zu finden. Ich habe aber keine gefunden.

Jeremy Knowles:

Ich finde es seltsam, dass es noch kein offizielles Denkmal oder eine Gedenkstätte für die Unabhängigkeit Ostdeutschlands von der Sowjetunion gibt.

Natürlich gibt es die Berliner Mauer, aber sie ist mehr ein Denkmal für die Teilung und Wiedervereinigung Berlins als für die Unabhängigkeit.

Viele andere ehemalige Sowjetstaaten, wie zum Beispiel Estland, Lettland, Litauen, die Ukraine oder Georgien, haben solche Denkmäler.. Aber in Deutschland gibt es keines, das das Ende der DDR und den Beginn des vereinigten Deutschlands markiert – zumindest **noch** nicht.

Wie könnte so ein Denkmal aussehen? Wie könnte es all das vermitteln, was wir uns wünschen?

Die Häuser, in denen wir leben, tragen unsere Erinnerungen – wie Tagebücher aus Mörtel und Glas.

Schau dich um. Sieh dir die Häuser der Stolzenfelsstraße mit ihren roten Dächern an.

Jedes hat seine eigene Geschichte. Aber nicht nur **eine**. Jedes Haus trägt viele Erinnerungen. Solche Erinnerungen zu finden ... und sie in die Gegenwart zu bringen. Ihnen eine Stimme zu geben, damit sie endlich sprechen können. Ich würde sagen, das ist die Aufgabe eines Denkmals.

Und... vielleicht ist ein Haus ja kein schlechtes Denkmal.

Roadside Picnic:

Er machte nun überhaupt keine Anstalten mehr, über etwas nachzudenken, er wiederholte nur immer, einem Gebet gleich, voller Verzweiflung: »Ich bin ein Tier, du siehst doch selbst, Kugel, daß ich ein Tier bin. Ich habe keine Worte, man hat sie mich nicht gelehrt, ich kann auch nicht denken, diese Schweinehunde haben mir keine Gelegenheit dazu gegeben. Wenn du aber tatsächlich so... so allmächtig, so allwissend bist, dann versuch es, mich zu begreifen! Wirf einen Blick in meine Seele – ich weiß genau, daß dort alles ist, was du brauchst. Es muß dort sein. Meine Seele hab' ich niemals und niemandem verkauft! Sie ist mein geblieben, ist die Seele eines Menschen! Lies du in mir, lies, was ich wünsche, denn ich kann unmöglich etwas Schlechtes wollen! – Der Teufel soll mich holen, aber mir fällt tatsächlich nichts anderes ein

als seine Worte: GLÜCK FÜR ALLE, UMSONST, UND NIEMAND SOLL VERGESSEN WERDEN!

(Musik: Lautarchiv of a Russian Ballad Pt. 2)

ENDE